



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bosse: Eine Dienstreise nach dem Orient : Erinnerungen : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Eine Dienstreife nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Bosse

(Fortsetzung)



Am Sonntag standen wir um vier Uhr auf, und gegen sechs Uhr traten wir die Rückfahrt nach Jerusalem an. Wir hielten wieder an der Schlucht, in der das russische Kloster liegt. In der Tiefe dieser Schlucht soll der Bach Krith fließen, an dem der Prophet Elias von den Raben gespeist wurde. An der Herberge „Zum barmherzigen Samariter“ trafen wir die zweite Gruppe unsrer Gefährten, die heute nach Jericho reiste. Auf der Straße waren die Hitze und der Staub kaum erträglich. An der Apostelquelle, anderthalb Stunden vor Jerusalem, geht es steil bergauf. Wir stiegen deshalb schon aus Mitleid mit den Pferden aus und gingen in brennender Sonnenglut den Berg hinauf bis dicht vor Bethanien. Man zeigte uns ein Haus als das des hier auferweckten Lazarus und seiner beiden Schwestern. Es macht den Eindruck einer alten Stallruine, und mit der Identität ist es hier augenscheinlich nichts. Bethanien ist heute ein verfallenes, staubiges, schmutziges Dorf und zeigt nichts mehr von der Lieblichkeit eines zum Ausruhn einladenden stillen Plätzchens. Dagegen ist der gegenüber liegende Ölberg mit seinen Gärten und Öl-bäumen, Klöstern, Kirchen und Türmen auch heute noch der schönste Punkt vor Jerusalem.

Staub- und schweißbedeckt kamen wir gegen Mittag im Hotel Faust wieder an. Gott sei Dank, daß es hier nicht an Wasser fehlte. Der Ausflug war teuer erkauft, eine wirkliche Strapaze. Auch ich fühlte mich nach der Rückkehr einigermaßen flau; doch schmeckte mir das Mittagessen, und für die Strapazen waren wir durch die Stunden am Toten Meer und am Jordan reichlich entschädigt.

Freilich waren die Strapazen noch nicht zu Ende. Nach Tisch wurden wir nach dem Tempelplatz und der Omarmoschee geführt. Der hoch liegende, kolossale Platz mit seinen Säulenreihen und der großen, schönen Moschee, deren gewaltige, runde Kuppel und harmonische Maße künstlerisch das Auge fesseln, macht in der That einen unauslöschlichen Eindruck. Was hat sich hier auf dem Berge Morijah alles abgespielt, von Abrahams Bereitwilligkeit zu Isaaks Opferung an bis zu den Zeiten des Heilands, der hier in den Vorhallen des Tempels wandelte, heilte und lehrte. Drüben am Nordende des Platzes lag die Burg des Antonius und die Wohnung des Pilatus. Hier baute Salomo den ersten Tempel in bis dahin unerhörter Pracht, und hier standen auch der zweite und dritte Tempel, dieser — der Herodianische — an Größe und Pracht noch strahlender als der Salomonische. Hier flutete zur Blütezeit des Landes das jüdische Leben in seiner Fülle, hier drängten sich

zur Zeit des Passahfestes die ungezählten Pilgerscharen, hier wurde der Heiland erst gefeiert, dann verurteilt und verhöhnt. Kurz, wenn es irgendwo einen geschichtlichen Boden mit großen und mächtigen Erinnerungen giebt, so ist es hier.

Wir gehn hinauf zum Felsendom. Er — der Name Omarmoschee ist nicht zutreffend — ist erbaut über einem großen, oben beckenartig ausgehöhlten Felsen, dem alten Brandopferaltar Israels, dem Altar, auf dem Abraham den Widder an Stelle Isaaks geopfert haben soll. Dieser wohl 2 Meter hohe, 18 Meter lange und  $13\frac{1}{2}$  Meter breite, noch mit Blutrinnen versehene Felsen ist jetzt nächst Mekka das zweithöchste Heiligtum der Mohammedaner. Über ihm wölbt sich die schöne Kuppel, die auf Pfeilern und Säulen ruht. Pfeiler und Säulen bilden im Innern eine Art Umgang um den Mittelraum. Dadurch wird der Eindruck der Größe des gesamten Innenraums beeinträchtigt. Schön und harmonisch aber wirken überall die Maße der Architektur, und der reiche, glänzende Mosaikschmuck giebt dem Ganzen das Gepräge ungewöhnlicher Pracht. Dieser Schmuck freilich ist rein weltlich, sinnlich in die Augen fallend; für uns ermangelt diese Architektur der religiösen Weihe. Da aber in Jerusalem sonst fast alles ohne Ausnahme für uns Christen auf religiöse Eindrücke und Gedanken gestimmt ist, so läßt uns die bauliche Pracht des Felsendoms kalt. Mich wenigstens hat sie kalt gelassen.

Am südlichen Ende des Tempelplatzes, ganz nahe dem Felsendome, liegt die Aksamoschee, ursprünglich eine schöne, große, christliche, von Kaiser Justinian zu Ehren der Maria erbaute Basilika. Die schlechten Sandalen, die einem hier höchst mangelhaft untergebunden werden, und die man aller Augenblicke verliert, beeinträchtigten einigermassen die Freude an dem schönen Raume.

Von der Aksamoschee ging es zu der ganz nahe liegenden Klagemauer der Juden hinab. Sie liegt nicht weit von der Kirche des heiligen Grabes. Hier klagen und weinen tagtäglich, besonders aber am Freitag abend und am Sabbathtage Juden und Jüdinnen aus allen Teilen der Welt, meist aber doch aus dem Orient, über die Zerstreuung und das Geschick ihres Volkes. Ein sehr seltsamer Anblick. An der alten Stadtmauer entlang zieht sich ein ziemlich schmaler Gang, auf dem wir etwa achtzig bis hundert Juden orientalischen Aussehens und außerdem eine Anzahl alter jüdischer Weiber fanden. Sie standen, das Gesicht der Mauer zugewandt, da, murmelten ihre hebräischen Gebete und ramnten von Zeit zu Zeit einmal mit dem Kopfe gegen die Mauer. Einige schluchzten und heulten laut, aber das Ganze machte den Eindruck des mechanischen Abplärrens eingelernter oder vorgeschriebener Formeln. Man sollte meinen, daß diese zugleich nationale und religiöse Klage eines durch seine Schuld einem tragischen Geschick verfallenen Volks wohl geeignet wäre, auf uns einen tiefen Eindruck zu machen. Dieser Eindruck fehlte mir ganz. Es mag sein, daß die neugierig umherstehenden, schwatzenden und lachenden Christen nicht wenig dazu beitragen, den Ernst des Anblicks zu verschleichen. Kurz, ich bin ziemlich enttäuscht fortgegangen. Das Bild an der Klagemauer war seltsam, aber unerbaulich.

Von der Klagemauer wurden wir noch in die Kirche des heiligen Grabes und das mit dieser unter einem Dache liegende Labyrinth von Kapellen ge-

führt. Da waren die Golgathakapelle, Adamskapelle, Helenakapelle und viele andre. Zunächst kamen wir in den weiten, hochgewölbten Vorraum. Dort lag eine türkische Wache auf den Steinsiesen oder auf niedrigen Divans rauchend und schwatzend umher. Sie hat die Aufgabe, die christlichen Priester der verschiednen Kapellen, Lateiner, Griechen, Kopten, Abessinier, wenn ihr gegenseitiger Haß zu Thätlichkeiten ausartet, wieder auseinander und zur Ruhe zu bringen. Der Anblick dieser Wache genügt eigentlich schon, einem Menschen, der Jerusalem und seine Geschichte mit evangelischen Augen ansieht, die ganze Grabeskirche zu verleiden. Indessen habe ich mich bemüht, mir dadurch den Eindruck der heiligen Stätten nicht verderben zu lassen. Zunächst erschien es mir kaum möglich, daß man sich in diesem Gewirr von Kirchen und Kapellen zurechtfinden könnte. Für uns Evangelische sind ja die beiden weitaus wichtigsten Golgatha und das heilige Grab. Von der Golgathakapelle habe ich auch nicht die Spur eines geistlichen Eindruckes gehabt. Man wird eine hölzerne, schmutzige Treppe, etwa zwanzig Stufen hinaufgeführt, sie liegt nur wenige Meter von der Eingangsthür zum heiligen Grabe, sodaß man sich gar kein Bild der Situation machen kann. Josephs Garten mit dem Felsengrabe müßte ganz dicht, unmittelbar neben dem überdies recht niedrigen Golgathahügel gelegen haben. Von der Treppe aus tritt man dann in eine ziemlich dunkle, römisch-katholische Kapelle, deren dem Eingange gegenüber liegende Wand mit Altären, Bildern, Kerzen und Lampen bedeckt ist. Unmittelbar vor dieser Wand sollen die drei Kreuze gestanden haben. Unter dem Altartisch zeigt man ein Loch mit silberner Einfassung in einem Stein. Darin soll das Kreuz Jesu gesteckt haben. Wenn die andern beiden Kreuze hier daneben standen, so mußten die Arme der drei Gekreuzigten aneinander stoßen. Kurz, es ist alles so unwahrscheinlich und unkonstruierbar wie nur möglich. Ich habe von dieser Golgathakapelle gar keinen oder doch einen Eindruck gehabt, der allem andern eher entsprach als den Gedanken, die man an der Stätte haben muß, an der Gottes Sohn die Sünden der Welt trug und die sieben Worte am Kreuz sprach.

Um zum heiligen Grabe zu kommen, stiegen wir die Golgathatreppe wieder hinab und standen nun, kaum fünf Schritte davon, vor der Eingangsthür der griechischen Kapelle des heiligen Grabes. Hier ist alles sehr hell von zahlreichen, golden und silbern glänzenden griechischen Lampen beleuchtet, uns auch nicht gerade sympathisch, aber doch würdiger und feierlicher als in der lateinischen Golgathakapelle. Man schreitet einige Stufen hinunter und steht dann in einem kleinen kapellenartigen Vorraum, dem Vorgrabe oder der Engelskapelle. Hier liegt ein ziemlich großer Stein. Es soll der Stein sein, den der Engel am Ostermorgen abgewälzt hatte, und auf dem er saß, als die Frauen zum Grabe kamen (Matth. 28, 2). Von hier steigt man noch ein paar schmale Stufen hinab und kriecht dann durch eine schmale und niedrige Thür, die kaum für je einen Menschen Raum bietet, in ein kleines, in den Felsen gehauenes, jetzt hell erleuchtetes Gemach. Das ist das heilige Grab. An der rechten Seite ist eine Art Bank in den Felsen gehauen. Hier oder vielmehr unter der marmornen Platte dieser Bank, die eine etwa menschenlange, flache Vertiefung bedecken soll, hat nach der Tradition der Leib des Herrn vom Kar-

freitag Abend bis zum Oftermorgen geruht. Dieser kleine, schlichte Grabraum wirkt — ich kann es nicht leugnen — überaus wehevoll. Jedenfalls hat man den Eindruck, daß man in einem wirklichen Felsengrabe steht. Die Örtlichkeit ist ganz danach angethan, daß hier das Grab des Herrn gewesen sein kann. So oder ähnlich muß das Felsengrab des Joseph von Arimathia wohl ausgesehen haben. Man wird unwillkürlich von einem Schauer der Ehrfurcht ergriffen. Während man hier steht, treten die Echtheitsfragen ganz zurück. Niemand spricht. Jeder scheint still für sich zu beten. Die Griechen und Lateiner küssen die Bank des Grabes. Zur Seite steht ein schwarz gekleideter, griechischer Priester, ein schöner Mann, schweigend in würdiger Haltung. Er überwacht das unablässige Herein- und Hinauskriechen der Pilger und sieht aus wie das personifizierte Schweigen. Man wünschte mehr Zeit zu haben, um sich alles, was hier geschehn sein soll, recht lebendig vergegenwärtigen zu können, aber immerhin will ich bekennen, hier am und im heiligen Grabe bin ich tief bewegt gewesen. Natürlich begannen gleich nach dem Heraustrreten wieder die Erörterungen über das Für und Wider der Echtheit. Merkwürdigerweise sind die eigentlichen Gelehrten überwiegend für die Echtheit, die Laien meistens dagegen. Ich neige auch zu diesen. Allein was kommt darauf an? Für uns Evangelische nichts oder so gut wie nichts. Es ist gut, daß wir kein authentisches Zeichen der Echtheit haben. Nicht die Örtlichkeit ist das Heilige. Das Heiligtum ist inwendig in uns, und die Grenze zwischen der rechten Würdigung solcher Stätten auf der einen und dem abergläubischen Mißbrauch auf der andern Seite ist sehr fein und leicht verwischbar.

Nachher sollten uns noch andre Kapellen, die Stephanuskapelle, Helenakapelle und andre gezeigt werden. Ich bat aber den Stangenschen Dragoman, Hauptmann Grunert, er möge ein Einssehen haben und ein Ende machen. Unfre Aufnahmefähigkeit sei erschöpft. So gingen wir zurück zum Hotel, wo wir in trefflicher Gesellschaft zu Mittag aßen. Namentlich waren es der Oberkonsistorialpräsident Freiherr von G. aus Stuttgart mit seiner liebenswürdigen Tochter und der württembergische Oberforstmeister Graf U. mit seiner Gemahlin, deren Gemeinschaft bei Tisch außerordentlich wohlthuend war. Graf U. war übrigens Vegetarianer und befand sich bei dieser Lebensweise sehr wohl. Er zeigte sich allen Strapazen vollkommen gewachsen.

Freitag, den 28. Oktober, früh acht Uhr ritten wir auf Eseln hinaus nach dem Ölberg. Der Gipfel des Ölbergs ist unzweifelhaft der schönste Punkt in der Umgebung Jerusalems, der Weg hinauf freilich recht steil und unbequem. Oben steht ein griechisches Kloster mit einem schlanken Turm, von dem aus man eine entzückende Aussicht auf die Gebirge Juda und Moab, auf die Jordanebene, das Tote Meer und besonders auf die Stadt Jerusalem hat. Aber nicht nur die Landschaft wirkt hier erhebend, man wird auch von heiligen Erinnerungen ganz umflutet. Wir verlebten dort oben wehevolle, glückliche Stunden. Dann ritten wir hinab nach dem am Fuße des Bergs liegenden Garten Gethsemane. Er gehört den Franziskanern, ist mit einer Mauer umgeben und sorgfältig gepflegt. Zwischen den Blumenbeeten steht eine Anzahl augenscheinlich sehr alter Öl bäume, von denen zwei angeblich noch aus der

Zeit des Heilands stammen sollen. Das ist gewiß sehr unwahrscheinlich, die Identität des Ortes überhaupt bestritten und fraglich. Aber es ist ein stilles, schönes Fleckchen Erde. Um den Garten herum — er mag knapp einen halben Magdeburger Morgen groß sein — führt an der Mauer entlang ein gepflasterter, nach außen ebenfalls abgeschlossener Gang. Hier versammelten wir uns und sangen: „Eines wünsch ich mir vor allem andern,“ auch einige Verse aus dem Zinzendorfschen Liede: „Marter Gottes, wer kann dein vergessen.“ Dann hielt Generalsuperintendent Nebe ein inniges Gebet, und die Andacht schloß mit dem Verse: „Die wir uns allhier beisammen finden.“ Es war eine unvergeßlich feierliche und schöne Stunde. Vor Gethsemane, ziemlich dicht an der Pforte, steht am Ende einer engen Mauergasse eine abgebrochne rötliche Steinsäule angeblich an der Stelle, an der die Jünger zurückblieben und schliefen, als der Heiland sich auf eines Steinwurfs Weite von ihnen entfernte, um zu beten. Hier also wäre es etwa gewesen, wo Judas sich seinem Herrn nahte, um ihn zu verraten. Diese Stunden in Gethsemane gehörten für mich zu den Höhepunkten der Reise.

Nachmittags nach dem Lunch fuhren wir mit dem Geheimen Obermedizinalrat Dr. Sch. (vortragendem Rat im Berliner Kultusministerium) zu dem der Brüdergemeinde gehörigen Asyl für Aussätige, Jesushilfe. Es liegt im Süden der Stadt in einem ziemlich ausgedehnten, sehr wohl gepflegten Garten mit schöner Aussicht und machte einen vortrefflichen Eindruck. Der zu unsrer Reisegesellschaft gehörige Unitätsdirektor Köhling aus Herrnhut empfing uns mit den Schwestern Auguste und Elisabeth, die hier den schwersten und gefährlichsten aller Krankenpflagedienste übernommen haben. Das Asyl macht einen schönen und lieblichen Eindruck, die Freundigkeit der beiden Schwestern und ihre Art, mit den armen Aussätigen zu verkehren, ist rührend und beschämend. Wir trafen dort einige zwanzig Leprakranke, an denen die entsetzliche Krankheit schreckliche Verwüstungen angerichtet hatte, ein jammervoller Anblick. Immerhin sind sie hier weit besser aufgehoben als in den freien Aussätigengenoßenschaften, die außerhalb der Stadt in Höhlen und Ställen eine von den türkischen Behörden geduldete Organisation haben und dort gemeinsam betteln und leben. Die Zustände in diesen Genossenschaften müssen nach dem, was man uns davon erzählte, haarsträubend sein, und da sich die ihnen angehörigen Leprosen frei bewegen, in der Stadt die für die gemeinsame Verpflegung nötigen Viktualien einkaufen und dabei mit einer Menge anderer Menschen in Berührung kommen, so ist auch die hygienische Gefahr dieser Genossenschaften ganz unabsehbar. Merkwürdigerweise aber bestehn hier in Jerusalem über die Ansteckungsgefahr des Aussatzes sehr laze Anschauungen. Selbst der europäische Arzt des Asyls Jesushilfe neigt der Auffassung zu, daß der Aussatz wesentlich nur durch Berührung übertragen werde. Unfre deutschen Ärzte schütteln dazu den Kopf, und bei der Einrichtung eines Leprosenheims bei Memel, das wir von Berlin aus in Angriff genommen haben, ist die Verhütung der Ansteckung von Mensch zu Mensch einer der ausschlaggebenden Gründe gewesen. Es fiel uns auf, daß im Asyl zu Jerusalem ein Desinfektionsapparat fehlte. Ich habe die Überweisung eines solchen auf Kosten der Fonds des Kultusministeriums zugesagt und bewirkt.

Vom Asyl Jesushilfe gingen wir in das unter der Pflege von Kaiserswerther Diakonissenschwestern stehende Johanniterhospital, ein in jeder Hinsicht vorzüglich eingerichtetes und verwaltetes Krankenhaus, namentlich für Deutsche, die hier erkrankten, von unschätzbarem Werte. Dann besuchten wir noch das Kinderhospital Marienstift, dessen Protektorin die Großherzogin Marie von Mecklenburg ist. Es stand unter der Leitung des auch in Deutschland bekannten, inzwischen verstorbenen Dr. Sandregly und leistet natürlich hier im Orient kranken Kindern treffliche Dienste, obwohl die hygienischen und sanitären Einrichtungen manches zu wünschen übrig ließen. Hier müßte baulich und organisatorisch wohl einmal mit etwas größern Geldmitteln eingegriffen werden.

Von dort begaben wir uns noch einmal zur Klagemauer. Wir trafen heute dort mehr Juden und besser gekleidete, manche mit Kaftans aus kostbaren orientalischen Stoffen. Der religiöse Eindruck aber war nicht günstiger als früher. Der Rückweg führte uns durch die *via dolorosa*, eine enge, vielfach mit Bogen überwölbte Straße, die vom Stephanusthor zur Grabeskirche führt, und in der allerhand heilige Stätten gezeigt werden, die unzweifelhaft nicht echt sind. Auf einem der Bogen soll Pilatus gestanden haben, als er den Heiland mit der Dornenkrone dem Volke zeigte. Der Bogen heißt daher *Eccehomobogen*. Hier soll auch das Haus der heiligen Veronika gelegen haben, die nach der Legende dem Herrn ein Tuch reichte, daß er seinen Schweiß abtrockne, und es mit dem Bilde des Heilandsantlitzes zurück bekam. Die Straße hat noch altjerusalemitisches Gepräge, und darum bietet sie Interesse. Hier liegt auch das wohleingerichtete Johanniterhospiiz, wo ein Teil unsrer Reisegesellschaft wohnte. Im übrigen sind die altjerusalemitischen Gassen nichts weniger als schön. Sie sind eng, unsauber und zum Teil von höchst widerlichen Gerüchen erfüllt.

Sonnabend, den 29. Oktober, wurde mittags die Ankunft des Kaiserpaars erwartet. Den Vormittag benutzten wir, um noch einige evangelische Institute zu besuchen, so namentlich das von Kaiserswerther Diakonissen musterhaft geleitete Mädchenwaisenhaus *Talitha Kumi*. Vorsteherin des Hauses ist die im Diakonissendienst alt und grau gewordne Schwester Charlotte Pilz, eine herzergreifende Greisin. Von dort gingen wir nach dem von dem verstorbenen Vater Schneller gegründeten, jetzt von dessen Sohne, dem Direktor Theodor Schneller geleiteten Syrischen Waisenhause, einer großartigen, reich gesegneten Schöpfung. Wir besuchten die Schule und erfreuten uns an dem schönen Gesange und den treffenden, deutschen Antworten der Kinder, die durchweg einen gesunden und fröhlichen Eindruck machten. Interessant war auch die Töpferei des Hauses. Sie ist zugleich eine treffliche Lehrlingsbildungsanstalt für die Zöglinge. Daß die armenischen Waisen hier im Vordergrund unsers Interesses standen, ist begreiflich. Ganz entzückend ist die Aussicht von der hochliegenden Terrasse des Syrischen Waisenhauses. Unmittelbar an das Haus schließt sich ein großes, dem Waisenhause gehörendes Gelände an, das sich in ein ziemlich tiefes Thal hinabstößt. Hinter diesem erheben sich die Berge des Landes Benjamin, überragt durch die Höhe von *Mizpa Samuel*. Dahinter sieht man in weiter Ferne ein Dorf *Teijibe*, wahrscheinlich das alte *Ephrem*.

Noch weiter entfernt, aber vom Syrischen Waisenhause aus nicht mehr sichtbar, liegt Emmaus, und wir überfahnten so fast den ganzen, aus dem Evangelium des zweiten OSTERFEIERTAGS uns wohlbekannten Weg von Jerusalem nach Emmaus, den die beiden Jünger am Nachmittage des AuferstehungsSonntags gegangen waren, und auf dem sich der Heiland ihnen zugesellt und ihnen alle Schriften ausgelegt hatte, die von ihm gesagt waren. Mir ist dieser Blick auf den Weg nach Emmaus einer der herzbewegendsten in Jerusalem gewesen. Es mag das mit subjektiven Eindrücken, die ich gerade von dem Emmaus-evangelium empfangen habe, zusammenhängen.

Inzwischen war es Zeit geworden, nach dem kaiserlichen Zeltlager zu fahren, um uns bei dem Kaiser zu melden. Ich ging zusammen mit dem Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats in kleiner Uniform dem Kaiser entgegen, der in brauner Tropenuniform zu Pferde zwar bestäubt, aber sonst ungemein frisch und stattlich aussah. Er reichte uns auf unsre Meldung die Hand und scherzte über unsre zur „kleinen Uniform“ gehörenden Cylinderhüte, die, wie er sehr treffend bemerkte, nicht hierher paßten. Cylinder könne er zu Hause genug sehen, nachmittags sollten wir sie zu Hause lassen. Der Kaiser klagte über den strapaziösen Weg, den man ihn und besonders die Kaiserin geführt habe, da man sie habe die Reise von Haifa über Saffa zu Pferde machen lassen, während auf der ganzen Tour eigentlich nichts wirklich Sehenswerthes zu sehen sei. Auch von Cäsarea schien der Kaiser enttäuscht zu sein. Um drei Uhr sollte ich den Kaiser und die Kaiserin programmäßig auf dem Muristan begrüßen; er entließ uns darum bald mit einem gütigen „Auf Wiedersehen nachmittags.“

Um 1/23 Uhr fand dann der Einzug des kaiserlichen Paares in Jerusalem statt. Wir sahen davon nichts, da wir uns mit einer großen Menge der anwesenden Fremden und mit den Vertretern der evangelischen Gemeinde auf dem Muristan vor dem Eingange der Erlöserkirche aufgestellt hatten, um dort das Kaiserpaar zu erwarten und zu begrüßen. Die Herrschaften waren inzwischen mit ihrem Gefolge vom Zeltlager aufgebrochen, der Kaiser zu Pferde, die Kaiserin in einem vier-spännigen Galawagen, und waren bis zum Saffathor unter den brausenden Zurufen der orientalischen Bevölkerung und der zahlreichen Fremden geritten oder gefahren. Vom Saffathor aus waren sie zu Fuß durch die engen, treppenstufenartig gepflasterten Gassen in die Stadt hinab zur Grabeskirche gegangen. Nach deren Besichtigung nahte sich der kaiserliche Zug unter dem Geläut der Glocken der Grabeskirche dem nahen Muristan.\*) Vor dem Eingange der ältern Kapelle standen wir, und ich begrüßte den Kaiser, anfänglich noch von dem lauten Glockengeläut gestört, mit folgender Ansprache:

„Eure Kaiserliche und Königliche Majestät bitte ich allerunterthänigst um

\*) Der Muristan ist ein ziemlich ausgedehntes, zum größten Teil mit Trümmern bedecktes Gelände, das der Krone Preußen vom Sultan als Eigentum überlassen worden ist. Der Name soll nach einigen Hospital, nach andern Jrenasyl bedeuten. Hier stand die im ersten Jahrhundert von italienischen Kaufleuten erbaute Kirche Sancta Maria latina major, deren Ruinen jetzt der Erlöserkirche haben weichen müssen. Die Johanniterritter hatten hier im Mittelalter ein Pilgerhospital.

Erlaubnis, als Allerhöchstdero Kultusminister unsern erhabnen Kaiser und König und unsre Allerdurchlauchtigste Kaiserin und Königin in tiefster Ehrfurcht und mit stolzer Freude an dieser weihvollen Stätte im heiligen Lande und in Jerusalem, der heiligen Stadt, begrüßen zu dürfen. — Eure Majestät stehn hier auf Allerhöchstihrem eignen Grund und Boden, auf dem Muristan. Von großartigen geschichtlichen Erinnerungen, gleich bedeutend für die vaterländische wie für die Christenheit des Morgenlandes, ist diese Stätte umweht. Hier war es insbesondre, wo die umfassende, selbstverleugnende und mit großen Erfolgen gekrönte Wirksamkeit des Johanniterritterordens in vergangnen Jahrhunderten ihren Mittelpunkt hatte. Dank der hochherzigen Liberalität Seiner Majestät des Kaisers der Osmanen und dem Entgegenkommen des griechischen Patriarchen konnte Eurer Majestät in Gott ruhender Herr Vater, des nachmaligen Kaisers und Königs Friedrich Majestät am 7. November 1869 als Kronprinz dieses Terrain für die Krone Preußens feierlich in Besitz nehmen. Hier standen die Überreste der Kirche Santa Maria Latina major, die auf den mächtigen Befehl Eurer Kaiserlichen Majestät nunmehr in neuer Herrlichkeit erstanden ist. Dort steht sie, in schlichter, ihrer Vergangenheit entsprechender Schönheit, durch die evangelische Jerusalemstiftung wiederhergestellt, vor uns und erhartet der weitem Befehle Eurer Majestät, um in diesen Tagen als evangelische Erlöserkirche dem gottesdienstlichen Gebrauch erschlossen und geweiht zu werden. Darin liegt der nicht nur für die evangelischen Christen Palästinas, sondern auch für die evangelischen Landeskirchen des Vaterlands, ja der ganzen Welt hochbedeutende und verheißungsvolle Abschluß einer langen geschichtlichen Entwicklung. Nicht nur die hier versammelte evangelische Gemeinde Jerusalems, sondern die ganze evangelische Christenheit empfindet tief die Bedeutsamkeit der Thatfache, daß Eure Kaiserlichen und Königlichen Majestäten Allerhöchstselbst hier erschienen sind, um diesem Abschluß die höchste Weihe zu erteilen. Die Vertreter der evangelischen Kirchenregierungen und Hunderte von Christen des evangelischen und anderer Bekenntnisse haben sich hier vereinigt, um dankbaren und freudigen Herzens Zeugen des geschichtlichen Aktes zu sein, der sich hier unter den Augen Eurer Majestäten vollziehn wird. Mit den unsrigen schlagen aber Millionen deutscher Herzen jenseits des Meeres Euern Majestäten in dankbarer Liebe entgegen. Huldigend und fürbittend steigen ihre Gebete zum Throne Gottes empor. Mit ihnen vereinigen sich die hier Versammelten in dem inbrünstigen Wunsche: Gott segne Eurer Majestäten Eingang und Ausgang an diesen heiligen Stätten, an denen sich einst das Wunder aller Wunder, die Erlösung der Menschheit vom Tode und von allen Sünden durch die Menschwerdung, das Leben, Leiden und Sterben unsers hochgelobten Heilandes vollzogen hat. Gott erfülle an Euern Majestäten die Verheißung: »Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein!« Er stelle seiner Engel Geleit um Eure Majestäten her und führe Allerhöchstdieselben glücklich und unverfehrt wieder in die geliebte Heimat. Er lasse für die evangelische Gemeinde zu Jerusalem und für die gesamte evangelische Kirche reiche Früchte unvergänglichen Segens aus diesen Tagen erwachsen. Die Anwesenheit Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten in Jerusalem gilt einem Werke des Friedens.

Dank dem durch Eurer Majestät Macht und Weisheit erhaltenen Weltfrieden haben wir das Glück, Allerhöchstdieselben fern vom Vaterlande hier in Frieden ehrfurchtsvoll begrüßen zu dürfen. Möge Jerusalem und die Erlöserkirche hier eine Stätte des Friedens sein und bleiben für alle, die von nun an hier aus- und eingehn werden. Das walte der gnädige, ewige Gott!"

Der Kaiser gab mir die Hand und erwiderte etwa folgendes:

„Ich danke Ihnen sehr für die Gefinnungen, die Sie hier ausgesprochen haben. Es ist für Mich eine besondere Freude, die Einweihung der Erlöserkirche mit Ihnen und so vielen Deutschen hier gemeinsam feiern zu können. Wir verdanken dies der wohlwollenden Gefinnung des Sultans und Meinem hochseligen Herrn Großvater und Vater, die doch schließlich den Ausschlag gegeben haben. Ich hoffe, daß die Evangelischen besonders auch durch ihren Wandel die Wahrheit unsers Glaubens hier bezeugen werden. Mit bloßem Reden ist hier nichts auszurichten. Dann wird auf dieser Feier die Gnade Gottes ruhen und reichen Segen schaffen. Das wünsche und erhoffe Ich mit Ihnen allen. Sagen Sie das den Deutschen und Evangelischen, die hier sind.“

Das Hoch, das ich auf die Majestäten ausbrachte, fand zum Staunen der ringsum auf den Dächern, in den Fenstern und auf allen sonst irgend zugänglichen Plätzen lauschenden einheimischen Bevölkerung brausenden Wiederhall. Dann kam noch die Abordnung der evangelischen Gemeinde zu Jerusalem zu Worte, und darauf schlossen wir uns dem Gefolge Ihrer Majestäten an, um mit ihnen die alte evangelische Murrstantkapelle, den dazu gehörenden sehr hübschen und weisevollen Kreuzgang und die neue Erlöserkirche zu besichtigen. Abends war ich mit zahlreichen Reisegenossen zur Tafel in das kaiserliche Zeltlager befohlen worden und hatte die Ehre, neben dem Kaiser zu sitzen. Mit großer Freude erquickte ich mich an der warmherzigen Frische beider Majestäten. Nach Tisch leuchtete Jerusalem im Glanze eines auf Befehl und Kosten des Sultans veranstalteten großartigen Feuerwerks. Ganze Bündel von Raketen erhellten den Himmel. Es war ein schöner Anblick. Im Zeltlager herrschte ein fröhlicher und ungezwungener Ton. Dankbar kehrten wir, nachdem sich die Majestäten zurückgezogen hatten, in Faßts Hotel zurück.

Der folgende Tag, der 30. Oktober, war ein Sonntag. Er war für Bethlehem bestimmt. Wir fuhren von Jerusalem morgens sieben Uhr aus und in einen wundervollen Sommermorgen hinein. Jerusalem mit seinen Kuppeln war von goldnem Sonnenlicht zauberhaft beleuchtet, und die hügelige Landschaft mit ihren Dörfern, Höhen und Thälern, Baumpflanzungen, Gärten und Aekern wirkte ungemein anmutig und freundlich. Aber es war wohl nicht nur der strahlende Sonnenglanz, der uns das Bild so ansprechend machte, sondern der Blick auf das freundliche Städtchen Bethlehem, dessen weiße Häuser, links von der Geburtskirche und den dazu gehörenden Klöstern, rechts oben vom Turme der evangelischen Kirche flankiert, sich von den Gebirgen Juda und Moab im Hintergrunde malerisch abheben, erweckte unwillkürlich in uns die herzbewegenden Gedanken der Weihnachtsgeschichte. Hier auf dieser Flur waren in der heiligen Nacht die Hirten auf dem Felde bei den Hürden und hüteten ihre Herde. Hier trat des Herrn Engel zu ihnen, und die Klar-

heit des Herrn umleuchtete sie. Hier sprach ihnen, da sie sich fürchteten, der Engel zu: „Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids.“ Hier gesellte sich zu dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!\*) Aller Zauber der Weihnachtsfreude in der eignen Kindheit, die Bescherungen in der guten Stube meines alten Vaterhauses und die Weihnachtsfeiern mit den eignen Kindern, alles wachte hier wieder auf und trat mit hellen Farben vor die bewegte Seele. Es war ein ganz wundervoller Morgen, voll unvergesslicher Eindrücke. Wir hatten von Jerusalem bis zur evangelischen Kirche in Bethlehem gerade 1½ Stunden gebraucht. Bald kamen auch der Kaiser und die Kaiserin angefahren, feierlich begrüßt von dem Grafen von Zieten-Schwerin als Vorsitzendem des Jerusalemvereins, der die Kirche in Bethlehem gebaut hat. Diese ist zwar kleiner als die neue Erlöserkirche in Jerusalem, aber überaus ansprechend und freundlich. Sie ist von dem Geheimen Baurat Orth in Berlin erbaut, der bei uns war. Für die Predigt hatte der Kaiser den Text Joh. 1, 14 bestimmt: Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns. Pastor Böttcher predigte darüber einfach und erbaulich mit einer gewissen Zurückhaltung und Bescheidenheit, die hier sicherlich am Platze war. Bethlehem selbst ist eine Predigt, wie sie kein Geistlicher halten kann. Nach dem Gottesdienste befahl der Kaiser die anwesenden Geistlichen an sich heran und sprach zu ihnen, augenscheinlich der Empfindung des Augenblicks entsprechend, die folgenden, von dem Pastor Ludwig Schneller in Köln nachträglich aus dem Gedächtnis niedergeschriebenen, aber nach Form und Inhalt völlig zutreffend wiedergegebenen, bemerkenswerten Worte:

„Wenn Ich die Eindrücke dieser letzten Tage wiedergeben soll, so muß Ich sagen, daß Ich doch vor allem sehr enttäuscht bin. Ich wollte das eigentlich hier nicht aussprechen. Aber nachdem Ich gehört, daß es auch andern, z. B. Meinem Oberhofprediger, nicht anders ergangen ist, so will Ich das doch vor Ihnen nicht zurückhalten. Es mag ja auch sein, daß die sehr ungünstige Zufahrt zur Stadt Jerusalem mit dazu beigetragen hat. Aber wenn man diese Zustände an den heiligen Stätten sieht, wie es da zugeht, das kann einem das Herz durchschneiden. Es ist doch eine gewaltige Thatsache, an deren Schauplatz wir stehen, die Emanation der Liebe des Schöpfers, und wie wenig entspricht dem das, was wir gesehen haben! Ich bin darum doppelt froh, hier in Bethlehem den ersten erhebenden Eindruck im heiligen Lande durch die Feier in Ihrer Mitte empfangen zu haben. Gerade dies Beispiel von Jerusalem mahnt uns dringend, daß wir die kleinen Abteilungen bei unsrer Konfession möglichst zurückstellen, und daß ganz fest geschlossen hier im Orient die evangelische Kirche und das evangelische Bekenntnis auftrete. Sonst können wir nichts machen. Wir können nur durch das Beispiel wirken, durch das Vorbild und den Beweis, daß das Evangelium ein Evangelium der Liebe ist nach

\*) Nach evangelischer Lesart und Übersetzung. Richtiger wird wohl die Lesart und Übersetzung sein: „bei den Menschen des Wohlgefallens.“

allen Himmelsrichtungen hin, und daß es andre Früchte trägt. Auf die Muhammedaner kann nur das Leben der Christen Eindruck machen. Das kann ihnen kein Mensch übel nehmen, wenn sie vor dem christlichen Namen keine Achtung haben. Kirchlich spalten sie sich, sie müssen sogar durch äußere Gewalt der Waffen von den Streitigkeiten zurückgehalten werden. Politisch reißt man unter allen möglichen Vorpiegelungen ein Stück nach dem andern von ihnen weg, wozu man gar keine Berechtigung hat, sodaß ihre Einwirkung vollständig gesunken ist, und man auf dies tiefe Niveau heruntergekommen ist.

Jetzt sind wir an die Reihe gekommen! Das Deutsche Reich und der deutsche Name haben im ganzen osmanischen Reiche jetzt ein Ansehen gewonnen, wie es noch nie gewesen ist. An uns liegt es nun, zu zeigen, was die christliche Religion eigentlich ist, daß die Ausübung der christlichen Liebe auch gegen die Muhammedaner einfach unsre Pflicht ist, nicht durch Dogmen und Bekehrungsversuche, lediglich durch das Beispiel! Der Muhammedaner ist ein sehr glaubenseifriger Mensch, sodaß es mit dem Predigen allein nicht gemacht ist. Aber unsre Kultur, unsre Anstalten, das Leben, das wir ihnen vorleben, die Art unsers Verkehrs mit ihnen, der Beweis, daß wir untereinander einig sind, darauf kommt es an.

Es ist jetzt eine Art Examen, das wir abzulegen haben für unsern protestantischen Glauben und unser Bekenntnis, worin wir ihnen den Beweis geben müssen, was Christentum ist, und wodurch sie ein Interesse für unsre Religion und für das christliche Bekenntnis gewinnen können. Sorgen Sie, daß es so bleibe!"

Diese Worte des Kaisers machten auf alle, die sie hörten, einen tiefen Eindruck. — Ich war nach der Kirche ermüdet und überaus durstig. Ich konnte daher nur dankbar sein, daß der Rechtsanwalt H. aus Berlin, ein Schwager des Pastors Böttcher, mich freundlich mit in das kühle Pfarrhaus nahm, wo wir gastlich erquickt wurden. Hier fand sich ein kleiner Kreis von Reisenden zusammen, unter ihnen auch der durch seine eifrige sozialpolitische Wirksamkeit bekannt gewordne Pastor Raumann, ein Hüne von Gestalt und eine äußerlich sympathische, charaktervolle Erscheinung. Zu meinem Bedauern bin ich in Bethlehem nicht mehr zu dem vom Jerusalemverein erbauten Waisenhause, das an demselben Tage in der Frühe eingeweiht worden war, hinausgekommen. Auch die Geburtskirche habe ich nicht gesehen. Ich fühlte mich etwas schwach und angegriffen und scheute die Mittagsglut. Ich habe es nachher tief bedauert, in Bethlehem gewesen zu sein, ohne die Geburtskirche gesehen zu haben.

Ich fuhr bald nach der Abfahrt des Kaisers nach Jerusalem zurück, wo wir noch einige Anstalten und Sehenswürdigkeiten besahen. Auf dem Rückwege zum Hotel kehrte ich in einem deutschen Bierhause ein. Das Bier war teuer, anderthalb Franken die Flasche, aber gut, und ich traf dort eine Gesellschaft deutscher Kolonisten aus Jerusalem, Saffa und Haifa, mit denen ich wirklich heimlich und traulich zusammensaß. Alle waren voll Begeisterung für den Kaiser und hegten überschwängliche Erwartungen von den wirtschaftlichen und politischen Folgen der kaiserlichen Reise, Erwartungen, deren Erfüllung nach nüchternem Menschenermessen unmöglich erschien. Ich hielt mich indessen etwas zurück, um den freudig bewegten deutschen Landsleuten nicht

allzuviel Wasser in ihren Wein zu gießen. Gewiß hat diese Reise im Orient einen gewaltigen Eindruck gemacht, und sie wird dem Ansehen des Deutschen Reichs, vielleicht auch unsern wirtschaftlichen Beziehungen zu Kleinasien zu statten kommen. Aber im Orient gehn solche Entwicklungen nur sehr langsam vorwärts, und so schön die hoffnungsreiche Begeisterung der hiesigen Deutschen auch erschien, die Spannung war zu hoch. Ernüchterung und Enttäuschung werden nicht ausbleiben.

(Fortsetzung folgt)

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Rettung der Gesandtschaften in Peking. Nach dem verunglückten ersten Vorstoß Seymours auf Peking war die Welt eine kurze Zeit in dem traurigen Glauben, daß die Rettung der Gesandtschaften nicht mehr möglich wäre, und sich die gemeinsame Aktion der Mächte nun ohne Rücksicht darauf und ohne jede Überhaftung auf die sichere Erzielung eines dauernden Erfolgs richten könne, der die Wiederholung ähnlicher Katastrophen für immer ausschloß und geordnete Macht- und Rechtsverhältnisse in China sichere. Als dann erfreulicherweise Nachrichten kamen, daß sich die Gesandtschaften noch hielten und dringend um Ersatz bäten, mußte selbstverständlich so schnell als möglich ein zweiter Vorstoß mit den augenblicklich verfügbaren Truppen versucht werden. Der Versuch ist, man darf wohl sagen, über alles Erwarten glücklich gelungen. Die Gesandtschaften sind entsetzt, und die ganze zivilisierte Welt, vor allem die in Peking vertretenen Nationen atmen erleichtert auf, befreit von dem entsetzlichen Bewußtsein, die auf ihre Hilfe vertrauenden und nach ihr rufenden Gesandten mit ihren Begleitern und Angehörigen machtlos dem furchtbarsten Untergange überlassen zu müssen. Mit aufrichtiger Freude hat auch das deutsche Volk den Entsatz der Gesandtschaften begrüßt, obwohl der deutsche Gesandte nicht mehr unter den Lebenden ist.

Die Rettung der Gesandten war unbestritten die erste, dringlichste, eine heilige Pflicht der Mächte. Sie war es so sehr, daß die chinesische Diplomatie sie — wie jetzt deutlich zu erkennen ist — von vornherein auszunutzen versucht hat, um ein energisches Vorgehn der Mächte zu verzögern, wenn nicht zu verhindern. Der Gedanke, daß die Gesandten als Geiseln in der Hand der chinesischen Regierung wären, und daß an ihnen jeder Schritt vorwärts, den die Mächte unternähmen, auf das grausamste gerächt werden könnte, mußte lähmend auf die Operationen einwirken. Es wäre in diesem Falle ernstlich zu erwägen gewesen, ob es nicht, um ihre Gesandten zu retten, die Pflicht der Mächte sei, auf jede Zwangsmaßregel gegen China vorläufig zu verzichten. Man muß sich das klar vor Augen halten, wenn man die Bedeutung, die die Einnahme Pekings hat, richtig würdigen will. So spärlich auch die Nachrichten über die Vorgänge dort seit zwei Monaten in die Öffentlichkeit gedrungen sind, das ist doch jetzt klar geworden, daß sich die Gesandten in der Hauptsache nicht gegen die Angriffe eines revoltierenden Pöbels, den die chinesische Regierung vergebens zu vernichten suchte, verteidigen mußten, sondern gegen die Versuche dieser Regierung selbst, sie zu Geiseln zu machen. Der Regierung lag selbstverständlich nichts an der Niedermezelung der belagerten Europäer, alles aber an ihrer Kapitulation. Sie mußte sie lebend in ihre Gewalt bekommen, und diesem Zweck waren die fortdauernden, wenig energischen Angriffe auf die Gesandtschaften ebenso klug angepaßt, wie das Aufrechterhalten des Scheins, als ob die Regierung ernstlich die Absicht habe, sie in Schutz zu nehmen und nach Tientsin eskortieren zu lassen.